

## »Es wird immer eine Rittersage draus«

*H. C. Artmann im Gespräch mit Herbert Ohrlinger*

**A**ls noch nicht Neunzehnjähriger wurden Sie 1940 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen, die Sie bis zum Kriegsende nicht mehr ausließ. Der Weg zurück in den Frieden, in das Wien von 1945, wie war das, was war das – Österreich 1945?

Für mich war der Krieg am 14. April 1945 zu Ende. Die SS ist zwar noch herumgestreunt, wir, ein verwilderter Haufen, haben versucht, uns nach Westen Richtung Bayern durchzuschlagen. Freistadt durften wir schon nicht mehr anmarschieren, da waren die Russen im Anzug, und so sind wir über Linz, Schärding, Passau, der Donau entlang bis nach Straubing. Die Amerikaner haben uns dort nicht gefangengenommen, aber in Sammellager zusammengefaßt, aus dem wir nach kurzem Durchchecken sofort wieder entlassen wurden. Ich habe dort als Dolmetsch gearbeitet, und meine Aufgabe war es, die Personalien all jener aufzunehmen, die da durchgeschleust wurden, egal, ob die jetzt wirkliche Nazis waren oder gewöhnliche Landser. In den drei, vier Wochen, die ich dort verbracht habe, ist es mir ausgezeichnet gegangen, amerikanische Verpflegung, Zigaretten, und das bißchen Englisch, das ich ja trotz keinerlei Praxis nicht so schlecht beherrschte, hat auch gereicht.

Mit Herbert Stettner, der heute Schauspieler in München ist, bin ich dann entlassen worden, ausgestattet mit einem Brief, in dem wir als besonders vertrauenswürdig charakterisiert wurden. Wir sind dann nach Ingolstadt, wo der Vater Stettners Gymnasialprofessor für Deutsch gewesen war. Der war in den letzten Kriegsmonaten mitsamt seinem Haus einem Bombenangriff zum Opfer gefallen, hatte aber, quasi in Voraussicht, alle seine Bücher in einer Garage verstaut, die unversehrt geblieben war. Ich hab mich in einem Untermietzimmer einquartiert, und der Herbert Stettner, der eine für damalige Verhältnisse ungeheuer hohe Summe von der Versicherung des Hauses bekommen hatte, hat mir davon fleißig zugeteilt. Dazu hatte ich die ausgezeichnete Bibliothek mit allen Expressionisten zur Verfügung, sodaß ich dort an den Gedichten, die ich am 12. April in Hollabrunn begonnen hatte, weitergeschrieben habe; in Schulhefte, mit der Hand, und dazwischen bin ich in ganz Bayern bis hinauf ins Rheinland herumgefahren, per Autostop mit den Amerikanern, denen ich sagte, ich müßte zu irgendeiner Ausbildung. In Ingolstadt war ich zirka drei Monate. Die Gedichte, die dort entstanden sind, kenne ich alle noch, manche sind nichts geworden.

*Haben Sie dann versucht, nach Wien zurückzukommen oder wollten Sie gar nicht nach Hause?*

Doch, ich habe ja auch nicht gewußt, was mit meinen Eltern passiert ist. Ich bin dann in ein Sammellager auf die sogenannte Kaiserinsel in Bad Ischl gekommen, wo ich Barackenältester war und hauptsächlich versucht habe, Bezugsscheine zur

Verpflegung zu ergattern. Ich habe immer gesagt, ich suche meine Eltern und Verwandten, so konnte ich einerseits in ganz Oberösterreich herumfahren, und andererseits bekam ich auf die amerikanischen Papiere in jedem Ort den Stempel des Bürgermeisters, der mir die Verpflegung sicherte. Nach viereinhalb Jahren Krieg dachte ich mir, jetzt läßt du dir es einmal gut gehen.

Ende Oktober 1945 bin ich nach Wien zurückgekommen, arbeitete in der Neulerchenfelderstraße bei der amerikanischen Militärpolizei wieder als Dolmetsch und konnte jetzt richtig zu schreiben beginnen, da ich dort eine Schreibmaschine zur Verfügung hatte. Bei den Eltern war Gott sei Dank auch alles in Ordnung, und da wir im französischen Teil Wiens gewohnt haben, hatte ich außer zur amerikanischen auch Zugang zur französischen Bibliothek. Dort habe ich mir die ersten Dadaisten und Surrealisten ausgeborgt und gelesen, später in der Nationalbibliothek Barockliteratur, spanische Literatur und, was für mich ganz wichtig war, schon 1947 habe ich »Finnegans Wake« bekommen. Deutsche Übersetzungen von Joyce kannte ich bereits, »Finnegans Wake« auf Joyceisch war aber dann doch eine andere Basis.

*Während dieser ganzen Zeit haben Sie für die Militärpolizei gearbeitet?*

Nein, das habe ich Ende 1947 aufgegeben, zuvor war ich noch bei den Engländern in der Maria-Theresien-Kaserne. Da las ich hauptsächlich Schwarze Romantik, Lorca usw. 1949/50 traf ich dann René Altmann, an den man auch wieder einmal erinnern sollte, der mich zur Musik brachte; und dann kam schon der »Strohkoffer«, wo wir uns jeden Tag getroffen haben, und schließlich die Zeitschrift »Neue Wege«, für mich der Ursprung der ganzen österreichischen Literatur.

*Mit dem Geld, das Sie bei den Alliierten verdienten, konnten Sie sich über Wasser halten?*

Gut sogar. Gelebt habe ich bei meiner Mutter, und bei den Engländern bekam ich 700 Schillinge im Monat, was sehr viel war, bedenkt man, daß eine Schachtel 3er-Zigaretten zwei Schilling fünfzig gekostet hat. Und die Amerikaner, meistens Analphabeten aus Texas, waren damals überhaupt klasse Typen. Ich habe zwölf Stunden Dienst gehabt und vierundzwanzig Stunden frei, mit den Vier im Jeep bin ich nach Hause gefahren worden nach Breitensee.

*Diese Jahre waren ja auch politisch eine brisante Zeit: von einem politischen Ansatz war bei Ihnen und Ihren Freunden aber nie explizit die Rede.*

Es war, wie der Rosei das einmal sagte, ein »Anarchismus austriakischer Prägung«, kein Nihilismus, sondern begeisterter Fortschrittsglaube, den ich jetzt nicht mehr besitze. Immer habe ich eine sehr positive Lebenshaltung gehabt, aber eine unbändige Abwehr gegen Obrigkeit.

*»... ein verächter der obrigkeit, ein brechmittel der linken, ein juckpulver der rechten...«*

Bin ich links, bin ich rechts? Ich weiß es nicht. Die Linke ist mir immer etwas vulgär vorgekommen — und die Rechte unsympathisch.

*Das »Manifest« gegen die Wiederaufrüstung 1955 war aber sicher keine rechte Stellungnahme.*

Ich bin kein unpolitischer Mensch, nur kann ich mich nicht entschließen, einer Partei beizutreten, weil ich keiner glaube.

*Ein grundsätzliches Mißtrauen...*

Nicht einmal Mißtrauen, überhaupt kein Vertrauen. Die Linke war immer der Kommunismus, jetzt haben wir den Kommunismus weg und haben die geschissene Rechte wieder da. Natürlich war es mir lieber, im Regen als in der Traufe zu stehen, und die Traufe wäre für mich der Kommunismus gewesen. Also: Wenn ich unterm Hitler so lange unter totalitärem Druck stehe und es passiert so etwas wie in Ungarn... Der Wieland Schmied und ich sind 1956 mit einer Vespa durch Wien gefahren und haben mindestens sieben kommunistische Parteilokale mit Steinen beworfen. So etwas traut man dem Wieland Schmied nicht zu, so etwas macht er aber. Außerdem bin ich ein modisch gesinnter Mensch und sehr eitel, für so jemand ist es unmöglich, ein Linker zu sein. Ich bin so zwischendurch, kann weder links noch rechts rein. Ich habe eine ungeheure Verbundenheit zur Historie, zur alten Ritterlichkeit, was den Linken eigentlich fehlt. Was den sozialen Aspekt betrifft, bin ich natürlich links, kann man ja gar nicht anders. Aber das ist wieder die Forderung des mittelalterlichen Ritters, für die Unterdrückten, die Witwen und Waisen. Da lacht mich jeder aus, wenn ich sowas in einer linken Runde sage. Ich bin Romantiker, und als Romantiker kann ich kein hundertprozentiger Linker sein in dem, was mir angeschafft wird, daß es links heißt.

*In den fünfziger Jahren war also links für Sie gleich Kommunismus, und rechts, was war das?*

Das waren die Schwarzen, aber das war individuell ganz verschieden. Ich selbst war immer ein Spötter und ein Zyniker, und außerdem auch noch auf eine altmodische Weise treuherzig.

*Ich übersetze Ihre Treuherzigkeit jetzt einmal mit einer Gabe zur Freundschaft über Gräben hinweg. Läßt sich mit diesem Charakterzug begründen, warum sich zu verschiedenen Zeiten immer wieder begabte Leute, Schriftsteller, Maler, Musiker um Sie geschart haben?*

Das weiß ich nicht, aber vielleicht, weil ich halt ein lieber Schneck bin.

*»...freund der fröhlichkeit, im grunde traurig...«, ein Menschenfreund mit melancholischer Grundierung?*

Das ist vielleicht die barocke Haltung, die bei Hofmannsthal auch vorhanden war. Er ist für mich ein Mensch, der als Dandy fungiert, der sehr zärtlich über die Sachen drüberstreicht, weil er weiß, daß diese Sachen in Kürze nicht mehr da sein werden, aber das liegt im österreichischen Wesen, gerade zwischen 1890 und 1925, in der Zeit des Niederganges des Donauraumes, mit dem ich jetzt wieder große Hoffnungen verbinde.

*Meinen Sie das politisch, so etwas wie die Pentagonale?*

Ja, Ungarn, Italien, Österreich, die Tschechoslowakei, Kroatien, Slowenien, die

Vojvodina. Es widerstrebt mir aber, beispielsweise in Budapest schlicht Österreich zu sagen. Péter Esterházy hat das auf einen Nenner gebracht: »All das, was mit der Donau zu tun hat.« Gerade ich als Österreicher, Wiener, Hauptstädter kann über den Raum schwer was sagen, sonst wäre ich ja ein Kolonialist. Das ist ein vielsprachiges Land, aber mit gleicher Lebenshaltung. So gerne ich Flandern oder Holland habe, sie verstehen uns einfach nicht. Ich versteh sie schon, aber die haben keine Ahnung von uns. Wenn hier die EG etwas zu sagen bekommt, dann ist es aus mit uns.

*1958 ist Ihr erstes Buch erschienen, »med ana schwoazzn dintn«, die legendäre und in ihrer Wirkung gar nicht zu überschätzende Sammlung von Dialektgedichten.*

Es war ein Experiment, in einer Sprache zu schreiben, die stiefmütterlich behandelt worden ist. Man hat sie immer neckisch notiert, halb hochdeutsch, halb Dialekt, auch was die Themen betrifft, also nur das Liebe und Liebliche an Wien. Ich schätze die hochdeutschen Sachen von Weinheber, aber seine Wiener Gedichte sind Papier, nicht richtig. Ich wollte die Sprache notieren, wie sie wirklich ist.

*Jetzt haben Sie aber einmal gesagt, daß die Sprache der »schwoazzn dintn« gar nicht die Ihre war.*

Das stimmt, das ist das Abweisende des Niederösterreichers gegen Wien, genau wie das des Oberösterreichers gegen Linz. Ich habe die Sprache gekannt und gekonnt. Ich wollte eine ungeschriebene Sprache schriftbar machen, eine Orthographie ersinnen. Zum Beispiel: Der Unterschied zwischen »oes« und »ois«. Bei »alles« schreibe ich »e«, so heißt es: »I hab oes erfundn«, wenn es um die Ortschaft Gols geht, schreibe ich »i«, also »Gois«. »Koin holn« (Kohlen holen) schreibe ich, und »koelt is« (es ist kalt). Oder aber ich müßte »á« schreiben, da wäre aber die Zeichensetzung zu ändern, so wie das der Franz Stelzhamer gemacht hat. Der hat zwar eine interessante Sprache geschrieben, aber wie im Ungarischen mit Akzent. Das wäre im Wienerischen unmöglich. Ich habe die Monophthonge, Diphtonge und Vokale schon einmal gezählt, aber wieder vergessen, jedenfalls sind es unglaublich viele.

*Inwieweit war Hans Sedlmayr bei der Vermittlung des Manuskripts an den Otto Müller Verlag beteiligt? Durch seine Rolle, die er im Dritten Reich als Professor in München gespielt hat und sein bis heute als »Bibel der Antimoderne« gehandeltes Buch »Der Verlust der Mitte« (1948) war er doch wohl alles andere als prädestiniert für ein Vorwort?*

Das haben wir natürlich auch gewußt, und es war auch beinahe ein Skandal. Der springende Punkt lag aber anderswo. Seine Frau, Maria von Schmedes, war eine der bekanntesten Schlagersängerinnen, sie hat mir geschrieben und mich aufgefordert, die Gedichte zu schicken. Erst nach seiner begeisterten Antwort bin ich daraufgekommen, daß sie mit Sedlmayr verheiratet war.

*Woher kannte sie die Texte?*

Aus dem Rundfunk. Ich selbst traute mich nicht, sie vorzulesen, und so haben das andere wie der Friedrich Polakovits für mich getan, und zwar bei Rosemarie Isopp, die ganz begeistert gewesen ist. Das Radio war schon sehr früh eine gewisse Ermunterung für mich; und der Rudolf Felmayer war der erste, der mir schrieb, daß ihm meine hochdeutschen Gedichte gefallen haben. Man darf ja nicht vergessen, daß ich bis zur »schwoazzn dintn« dreizehn Jahre hochdeutsche Gedichte geschrieben habe. Daß ich dann nur als Mundartdichter bekannt wurde, hat mich unheimlich geärgert, denn alles andere war dann völlig vergessen. Noch heute gibt es Leute, die verstehen unter Artmann automatisch die »schwoazze dintn«. Die ist wirklich ins Volk gegangen.

*Und doch haben Sie, gerade bekannt geworden, Österreich verlassen und sind nach Schweden.*

Mir ist der ganze Rummel auf die Nerven gegangen. Ich habe dann noch »Von denen Husaren...« (1959) herausgegeben, was aber für die Zeit zu überladen schien und auch nicht ankam. Außerdem gab es private Motive.

*Wurden Sie als Dichter akzeptiert?*

Von den eigenen Leuten schon, ich wollte aber unbedingt, daß meine hochdeutschen Gedichte erscheinen. Die »schwoazze dintn« war ein Experiment, für das ich jetzt noch einstehe, zu neunzig Prozent wurde es aber mißverstanden. Dauernd hat man mich gefragt: »Wann schreiben S' denn wieder so was Lustiges?«

Ich hatte damals eine Riesenfreude, als die »schwoazze dintn« angenommen wurde, war aber dann sehr enttäuscht, weil der Otto Müller-Verlag mehrere Manuskripte abgelehnt hat.

*Kann man sagen, daß Sie trotz des großen Erfolges gleich wieder in eine Krise gerieten?*

Krise würde ich es nicht nennen, aber Enttäuschung, auch »hosn rosn baak« (1959), gemeinsam mit Friedrich Achleitner und Gerhard Rühm, wurde in Wien von den Buchhändlern untergraben. Sie haben gesagt: »Kaufen S' das lieber nicht.«

*Weil es zu ordinär war...*

...zu experimentell, da haben sie sich daraufgestürzt, vor allem auf das, was der Gerhard Rühm gemacht hat. Nur einer ist damals zu hundert Prozent für uns eingetreten, und das war der Doderer.

*Wie haben Sie damals gearbeitet?*

Immer in der Nacht, so zwischen drei und sechs Uhr früh, im Kabinett der Wohnung meiner Mutter in der Kienmayergasse. Meine Mutter hat mir 1954 aus einer Nachzahlung der Hinterbliebenenrente die erste Schreibmaschine gekauft, ein ostdeutsches Fabrikat der Marke Groma, die ich jetzt noch besitze. Der Konrad Bayer hat fast alles auf meiner Maschine geschrieben in den fünfziger Jahren.

*Wie war es dann für Sie in Schweden? Keine Galerie nächst St. Stephan, kein Hawelka, keine Freunde...*

Österreichweit war ich wohl berühmt, aber das war mir zu wenig, auch zu provinziell. In Schweden habe ich die Sprache gelernt und 37 Gedichte schwedisch geschrieben. Die gehören, glaub ich, zum besten, was dort geschrieben wurde nach 1945. Mit vierzehn Jahren habe ich schon begonnen, die nordischen Sprachen zu lernen. Ein Onkel war Lehrer und Esperantist, der ist sein ganzes Leben herum gefahren. Von ihm habe ich sehr viel.

Der hat mir viele Bücher gegeben, überhaupt habe ich mich sehr gut mit ihm verstanden. Er hat mir damals eine schwedische Grammatik mitgebracht und auch mit dem Walisischen hat mich der Onkel Alois, Alois Schneider, bekannt gemacht.

*Das Erlernen von Sprachen muß wohl spielerisch gegangen sein, ich kann mir sonst nicht vorstellen, wie ein Vierzehnjähriger das macht.*

Das geht bei mir leider sehr schwierig. Ich spreche die Sprachen mit meinem eigenen Akzent, so, wie ich mir vorstelle, daß diese Sprache klingen würde. Mit Praxis habe ich sie fast niemals gelernt; für mich ist das Optische sehr wichtig, das sich auch auf bestimmte Eigenarten meines Schreibens ausgewirkt hat. Ich kenne fast alle Texte der sechziger und siebziger Jahre vom Hören, weiß aber nicht, was sie bedeuten. Ich muß lesen. Deshalb passiert auch, daß ich manches Mal ein c schreibe statt einem k, oder ähnliche Kleinigkeiten, was man dann schnell als Snobismus deutet. Das ist nicht richtig. Es gibt die Vorstellung, wie das Optische klingt, die Realität der Sprache kommt dann eben immer dazwischen, weil ich über keine Sozialübung verfüge. Ich weiß, was auf französisch Ahorn heißt oder so etwas, es ist mir aber lieber, meine Frau holt im Geschäft die Zigaretten. Gewisse Möglichkeiten einer Sprache interessieren mich nicht. Von den keltischen Sprachen bin ich deshalb so begeistert, weil sie fast nur aus Wörtern mit konkretem Inhalt bestehen. Diese Sprachen besitzen keine abstrakten Begriffe, aber bis ins kleinste differenzierte konkrete. Eigentlich sind es zurückgebliebene Sprachen, denn Schopenhauer oder Heidegger ins Bretonische zu übersetzen, ist ohne Zuhilfenahme von französischen Fremdwörtern unmöglich. In meiner Lyrik verwende ich selbst ja nie Abstrakta, alles muß man greifen können, alles ist sinnlich. Mit den Metaphern ersetze ich die abstrakten Begriffe, Atmosphäre kann ich mit denen nicht erzeugen.

Ich bin kein sprachlich geschulter Mensch, sondern ländlich aufgewachsen. Ich muß das eher in der Bauernsprache darbringen, aber eben nicht bäurisch. In jeder Sprache merke ich mir das Wort »Schmetterling«, oder »Glühwürmchen«, oder »Erle«, andere wieder überhaupt nicht. Ich kann das nur im Gespräch andeuten, Essays kann ich darüber nicht schreiben, obwohl das so wichtig wäre.

*Ein paar Essays haben Sie in den fünfziger Jahren aber doch geschrieben, über Lorca, über Wieland Schmied.*

Da hat mir der Wolfgang Mayer sehr geholfen, bei der »Acht-Punkte-

Proklamation des poetischen Actes« etwa. Bei der »Totenklage um einen gefallenen Freund« über Lorca haben sie mir beim FORVM aus Platzgründen die schönsten und besten Sätze rausgestrichen, ein Drittel des ganzen.

*Haben Sie je so etwas wie Existenzangst verspürt?*

Nein, nie. Wenn man den Zweiten Weltkrieg übersteht, hat man so etwas nicht.

*Versorgungsposten, die einem in Österreich gerne zugeschanzt werden, haben Sie ja nie bekommen, auch nie beansprucht.*

Ich habe bei Film und Theater statiert, kleine Rollen am Burgtheater und in der Scala. Im Akademietheater habe ich meine größten Komparserien vollbracht, zum Beispiel habe ich den Curd Jürgens in »Gaslicht« fünfundzwanzig Mal gefesselt. Im »Faust II« mußte ich schreien »Ich brenne«, damals habe ich meine Stimme verloren. Dann hat es in Wien einige sehr ehrenwerte Beamte gegeben, den Herrn Lein, auch den Winter, die waren Vorkriegsgentlemen aus dem Elferjahr, auch der Werner Riemerschmid gehörte dazu. Sie haben vor 1918 ihre Jugend verbracht und daher eine ungemein offene Haltung mitgebracht.

*In den sechziger Jahren wurden Sie dann in der Bundesrepublik bekannt, ein Buch nach dem anderen erschien in den renommiertesten Verlagen.*

Eine sehr wichtige Person war die Frankfurter Buchhändlerin Herta Hussen-dorfer, die vor ein paar Jahren gestorben ist. Als ich damals aus Schweden gekommen bin, hat sie mein Manuskript »Das suchen nach dem gestrigen tag oder schnee auf einem heißen brotwecken. eintragungen eines bizarren liebhabers« an Otto F. Walter nach Olten weitervermittelt, der es dann 1964 heraus-



Markus Vallazza: H. C. Artmann

brachte. Bei ihm habe ich auch die Daisy Ashford gemacht und 1966 das »verbarium«. Mit der Übersetzung der »Lappländischen Reise« von Carl von Linné bin ich über Insel zu Suhrkamp gekommen, der mich dann in Deutschland sehr bekannt gemacht hat. »The Best of H. C. Artmann« sollte zuerst »The Worst of...« heißen, da haben die in Frankfurt nicht mitgespielt. Unmengen von Literatur habe ich damals vorgeschlagen, für den H. P. Lovecraft habe ich fünf, sechs Jahre gekämpft, niemand wollte ihn, jüdische Sprichwörter habe ich übersetzt und für den Linné bin ich immer wieder nach Malmö, nach Lund gefahren, um in Wörterbüchern nachzusehen. Zum Schluß haben sie mir noch eine Lektorin zugeteilt, die ich niemals gesehen habe, die die Favoritin von irgendwelchen Leuten war. In jeder Bibliographie steht sie jetzt drinnen und hat dafür sicher mehr kassiert als ich.

*Gegen Ende der sechziger Jahre haben Sie für eine Zeit als ein Schriftsteller mit, plakativ gesprochen, poetischer und existentieller Freiheit gegolten.*

Die Berliner Jahre waren zwar hart, aber ich habe mich tatsächlich sehr frei gefühlt, ich hatte aber auch nichts zu verlieren. Ich müßte das jetzt philosophisch unterbauen...

*Von den politisch engagierten Achtundsechzigern wurden Sie aber abgelehnt.*

Nein, ich war gut Freund mit diesen Leuten. Ein liberaler Scheißer war ich nicht, ich war irgendwie außerhalb, obwohl ich fast alle gekannt habe in dieser Szene. 1967/68 sind sie an meiner Wohnung vorbeimarschiert und haben gerufen »H. C. komm herab, H. C. komm herab!«. Andererseits hat man sich verbal schon stark von mir abgegrenzt. Die einzelnen Sätze meiner Texte waren ideologische Speimittel, im Kontext mit meiner Person war ich aber nicht derjenige, der bekämpft wurde. Man hat nicht gedacht, »Das ist halt ein Narr«, sondern »Das ist halt der H. C., da kann man nichts machen, den lassen wir leben«, und schließlich, ich hab sie auch leben lassen.

In der Zeit vor 1848 wäre ich möglich gewesen, ein absoluter Revolutionär, da bin ich stehengeblieben und nicht weitergegangen, weil mir die *modern times* nicht so behagen. In politischen Vorstellungen bin ich hundert Jahre zurück, aber man hat ja gesehen, was aus den Achtundsechzigern geworden ist, wohlbestallte Politiker oder sie sind zugrunde gegangen.

*Bis in die achtziger Jahre hat es aber doch immer wieder Angriffe gegeben.*

Der Scharang ist ein sympathischer und gescheiter Mensch, er wurde aber von dem übrigen Gsieberl immer als Gallionsfigur verwendet und hat sich davon nicht gelöst. Die haben den Peter Handke und mich auch als »Tieftäfelchenverkäufer« bezeichnet. Mit denen habe ich nichts zu tun. Der Scharang ist in einer Zwischenposition, er schaut aus wie ein steirischer Graf und war absoluter Stalinist, genau wie die ungeheuer elegante Jelinek. Na ja, sie ist eine Frau. Der Gernot Wolfgruber hat eine sehr konsequente Linie verfolgt und mich doch immer verstanden.

Die grausigsten Erinnerungen verklären sich, haben noch etwas Flimmerndes.

Ich könnte nie einen Kriegsroman schreiben, es würde immer eine Rittersage daraus.

*Sind solche Kategorien wie positiv—negativ heute überhaupt noch hilfreich?*

Ich wäre schon längst gestorben, wenn ich nur immer negativ geschrieben hätte. Die das gemacht haben, haben sich fast alle umgebracht. Ich bin kein Masochist, sondern von Haus aus Romantiker. Ich spüre die Bäume, die Gelsen, den rauschenden Bach, die Menschen sind mir eigentlich Wurst, ich beschreibe nicht das Leben eines Kleinhäuslers, das interessiert mich nicht, ich beschreibe aus der Sicht eines Lords, wie Lord Byron.

*Ist das nicht eine menschenfeindliche Haltung?*

Nein, der Byron hat sich nicht nur aus reinem Dandytum geopfert. Ich versuche nicht, irgendwie Theorien aufzubauen und mir einzureden, daß ich den Menschen helfen kann. In der jetzigen Zeit bin ich ein no-future-man geworden, ich reiße mich dann zusammen und versuche meine Fee anzurufen, die mich wieder weiterbringt. Am besten gefallen mir die richtig geraden Micheln und die Dandys, wie der Konrad Bayer einer war oder der Hubert Aratym, eigentlich waren die meisten der Wiener Schule so, das war noch so etwas wie die Lehre von Otto Wagner. Der Arnulf Rainer, dem der Wieland Schmied einmal ein Häferl auf dem Kopf zerschlagen hat, und der Hundertwasser waren Ausnahmen, die waren Geizkrägen. Die anderen haben versucht, die Art zu leben weiterzuführen, wo sie 1914 aufgehört hat.

*Was macht den Dandy zum richtigen Dandy?*

Ungeheure Ästhetik, im Guten wie im Bösen, sehr besorgt um sein Aussehen, eitel, seelisch zerrissen wie Rimbaud oder Verlaine.

*Besitzt der Dandy auch Verantwortung?*

Das weiß ich nicht, was Verwildertes ist nie drinnen. Er kann ohne weiteres Zyniker sein, wenn man etwa Anatoli Marienhof liest.

*Sind Sie einer der letzten dieser Gattung, der letzte Bohemien?*

Als Bohemien habe ich mich nie empfunden, ich habe mich immer völlig normal gesehen und die anderen vielleicht unnormal. Es hat etwas Abwertendes. Ich fühle mich als Literat absolut der literarischen Vergangenheit verbunden, ob das jetzt elftes Jahrhundert ist oder ein Epos aus Homerischer Zeit. In diesen Zeiten und mit diesen Leuten fühle ich mich wie bei Freunden, ich bin kein Neuerer, sondern ein Bewahrer des Alten, ein Konservateur, und versuche das Alte mit dem Neuen zu mischen, so wie ich Trivialliteratur hochmöbeln will und große Literatur aufs Triviale zurückführe. Nicht aus literarischem Sadismus oder aus Hohn und Spott mache ich das, sondern weil ich beides mag.

*Sie feiern demnächst einen runden Geburtstag, wie leben Sie heute?*

Wenn man nachrechnet, wie alt die Leute werden, dann stört mich, daß ich fast siebzig Jahre alt bin. Ich bin sehr interessiert an allem was kommt und kann mir nicht vorstellen, daß ich einmal sterben sollte und nicht mehr weiß, was am nächsten Tag passiert. Ich lebe jetzt nicht mehr so in meinem Baumgehäuse, der Baum

ist schon sehr entlaubt. Ich habe früher auch vieles bemerkt, nur viel leichter genommen. Ich hoffe, ich werde nochmal ein großer Mystiker, das wäre Trost. Gegen das no-future-Gefühl kämpfe ich an und lese wieder mittelalterliche Sachen. Das Weltbild ist zu groß, zu unüberschaubar, zu zweifelhaft geworden, es fehlt die Gläubigkeit des Mittelalters. Die Augen sind so weit offen, daß es einer Vertreibung aus dem Paradies gleichkommt, die alten Mythen und Fabeln, die haben schon was für sich. Andererseits kann ich nicht auf den Okkultismus oder Ähnliches zurückgreifen.

Hier bin ich schon religiös, im Grunde ein frommer Mensch.



*Markus Vallazza 1970*

*H.C. Artmann als "Der Jüngling"  
für ein Buchcover*

Markus Vallazza: H. C. Artmann